

Der Lohn des frommen Fleißes

Kai Strittmatter Süddeutsche Zeitung
June 13, 2006

Die türkische Boomtown Kayseri: „Hier betrachtet man Arbeit als Gottesdienst“. Binnen einer Generation ist die anatolische Stadt zum modernen Industriezentrum geworden - in ihr herrscht eine fast protestantische Arbeitsethik.

Kayseri, im Juni - Natürlich gibt es auch die Dissidenten. Den nach Istanbul abgewanderten Architekten etwa. „Weltoffen? Pah. Kannst du in der Pfeife rauchen.“ Immerhin seine Geburtsstadt, über die er das sagt. „Engstirnig sind die dort. Noch immer. Machen ja nicht mal Urlaub. Nichts als Arbeit, Arbeit, Arbeit. Und dann wird alles investiert, am besten in die Aussteuer. Dort leben? Nie.“ Oder den Frauenarzt, zugezogen aus dem Westen des Landes, heute Chef der Geburtsklinik: 200 Betten, 14 000 Kinder. Im Jahr. „Beobachten Sie mal die Frauen auf der Straße. Oder im Park. Ist Ihnen aufgefallen, dass hier keine spazieren geht? Dass alle immer eilen? Und nie ohne Ziel. Immer unterwegs zu Tante X oder dem Laden Y ... Einfach nur schlendern?“ Chefarzt İlhan Özer zuckt mit den Schultern. „Traut sich hier keiner“, sagt er, dann lacht er. Es ist ein Wiehern, fröhlich und fassungslos. „Das ist Kayseri.“

Und immer erzählen sie einem die Geschichte von dem Esel, die anderen, denen die Leute von Kayseri nicht ganz geheuer sind, und natürlich versteckt sich hinter ihrem Spott auch ein wenig Neid. Der Esel also. Gehörte dem Vater. Eines Tages brauchte der Sohn Geld. Schnappte sich das Tier und einen Eimer Farbe. Strich den Esel neu an. Verkaufte ihn dem Vater. Das ist Kayseri, sagen sie dann. Stimmt das? Bürgermeister Ahmet Herdem tut so, als habe er das Wort Esel nicht gehört. „Die Leute hier sind clever“, sagt er. „Sie arbeiten viel. Ihre Hirne bleiben immer dynamisch.“ Ein Ziel zu haben, klar, das ist schon die halbe Miete. Wo er doch von Natur aus faul ist, der Mensch, vielleicht sogar der von Kayseri, aber das ist kaum mehr auszumachen. „Hier werden sie keinen Alten sehen, der nicht noch die Hacke in der Hand hält“, sagt Herdem. Und dann, stolz: „Und in ganz Hacilar gibt es nur noch eine einzige Kneipe.“ So weit haben sie es gebracht. Männerkneipen sind Orte des Müßiggangs: Man trinkt den lieben langen Tag Tee und spielt Karten. Viele Kneipen heißt: viele Arbeitslose. Nur eine Kneipe heißt: Dem Ort geht's gut.

Das Dorf der Bosse

Eine Untertreibung. Wenn die Entwicklung von Kayseri erstaunlich zu nennen ist, so ist die von Hacilar schwindelerregend. Kayseri liegt in Anatolien. Und zwar haargenau in der Mitte. Von hier sind es nach Westen hin 900 Kilometer zur Ägäis und nach Osten 900 Kilometer zu Iran. Kayseri ist eine Handelsstadt seit Jahrtausenden. Caesarea nannten es die Römer. Hacilar liegt am Rande von Kayseri, am Hang des Erciyes, eines erloschenen Vulkans, dessen Eruptionen einst die märchenhaften Tuffstein-Landschaften von Kappadokien schufen. Kayseri ist eine Dreiviertel-Millionen-Stadt. Hacilar ist

kaum dem Dorf entwachsen, hat keine 20 000 Einwohner. Und doch haben sie es hier den Städtern, dem ganzen Land gezeigt. Der Boom von Kayseri ist eigentlich das Wunder von Hacilar. Eben noch armes Bauerndorf. Heute anatolischer Tiger. Mehr als drei Viertel der türkischen Möbelproduktion und jeder hundertste Meter Jeansstoff weltweit kommen aus Kayseri. Also eigentlich: aus Hacilar. Im Jahr 2004 bewarben sie sich fürs Guinness-Buch der Rekorde - an einem einzigen Tag legten sie im Industriegebiet von Hacilar die Grundsteine für 139 Betriebe. Die Bosse der größten Unternehmen der Stadt stammen fast ausnahmslos aus diesem Bergweiler.

Als Kinder hüteten sie selbst noch Ziegen. Oder gingen zur Lehre in einer der kleinen Schreinereien am Ort, wie Saffet Arslan. 13 Jahre alt war er, als er Lehrling wurde. Die Generation der Großeltern noch hatte versucht, dem Leben auf dem kargen Vulkanstein mit Steinmetzarbeiten etwas Mehrwert abzuluchsen; später webten die Bauersfrauen feine Stoffe, dann Teppiche. Der Strom kam erst 1962 nach Hacilar. „Als ich anfang“, erzählt Arslan, „konnte ich mir nichts Größeres vorstellen, als einmal einen eigenen Meisterbetrieb zu besitzen. Mit 50 Quadratmetern!“ Heute hat allein sein Büro fast diese Größe. Arslans Firma Ipek ist eine der bekanntesten Möbelfirmen der Türkei. Er beschäftigt 1500 Angestellte, exportiert nach Frankreich und Dänemark, erwartet dieses Jahr einen Umsatz von 150 Millionen Dollar. Und sagt: „Ich versuche, meine Pflicht Gott gegenüber zu erfüllen. Das tue ich, wenn ich meine Arbeit gut erledige.“ Der Durchbruch kam mit dem legendären Cek-Yat („Ausziehen und Hinlegen“): Mit der billigen Schlafcouch brach die Türkei endgültig auf in die Konsumgesellschaft - und Hacilar ins Industriezeitalter.

Unter Türkei-Skeptikern in Europa kursieren nicht wenige Klischees. Eine These geht so: Istanbul und Ankara wären ja zur Not noch europakompatibel - aber der Rest von Anatolien steckt noch irgendwo zwischen Mittelalter und Dritter Welt und ist immun gegen jeden Wandel. Eine zweite These kreist um den Generalverdacht, der Islam und die Moderne seien so schwer miteinander zu verschmelzen wie Öl und Wasser. Sie untergraben beide Klischees: die frommen Kapitalisten von Kayseri. Innerhalb von nur einer Generation haben sie aus ihrem kleinen Flecken in Zentralanatolien einen Schauplatz der Globalisierung gemacht. Auf der einen Seite kann ihnen der Wandel gar nicht schnell genug gehen. „Nur die Verrückten und die Toten ändern ihre Meinung nicht“, sagt der Bürgermeister. Auf der anderen Seite halten sie an ihren Traditionen fest. Jetzt erst recht.

Möbelfabrikant Saffet Arslan war schon auf der Hadsch, der Pilgerfahrt nach Mekka. „Gott ist wichtig für uns“, sagt der 48-Jährige. Kayseri ist ein konservativer Ort. Kaum ein Lokal schenkt Alkohol aus. Die Firmen richten Gebetsräume für ihre Angestellten ein. Die größte Moschee steht im Industriegebiet. Aber: „Wir sind flexibel“, sagt uns ein Unternehmer. Nicht nur, was das Trinken angeht, dem sich relativ ungestört in den Touristenlokalen des nur eine Autostunde entfernten Kappadokiens frönen lässt. Fünf Mal am Tag beten, dazu reiche die Zeit leider nicht, sagt Arslan bedauernd. Und das Zinsverbot des Korans lasse sich leider auch nicht immer einhalten. Ja, ein wenig habe er schon ein schlechtes Gewissen. Andererseits: „Der Islam sagt, arbeite. Biete deine Dienste an, Zahle Steuern. Das mache ich.“ Arslan ärgert sich, wenn er wieder einmal hört, Islam und Industrialisierung seien unvereinbar. Beweisen sie nicht das Gegenteil? Hat nicht Mustafa Boydak Recht, der größte unter Hacilar's Möbelfabrikanten, wenn er den Propheten Mohammed zitiert mit dessen Vers „Neun Zehntel des Schicksals liegen in Handel und Mut“? „Wir möchten uns anpassen an den Lauf der Welt“, sagt Saffet Arslan, „und gleichzeitig im Frieden mit unserer Religion leben.“

„In Kayseri betrachtet man Arbeit als Gottesdienst“, sagt Sükrü Karatepe, der ehemalige Bürgermeister der Stadt. „Wenn Sie verstehen wollen, wie eine so religiöse Stadt sich so schnell industrialisieren konnte, dann sollten Sie Max Weber lesen.“ Gerald Knaus von der „European Stability Initiative“ ESI hat das getan. „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, Webers berühmte Studie über die Wurzeln des modernen Wirtschaftens. Und Knaus verstand: „Die Leute von Kayseri haben Max Weber auf den Kopf gestellt.“ Von wegen Fatalismus, von wegen feudale Wirtschaftsethik: Auf Kayseri passten gerade nicht Webers Aussagen über schicksalsergebene Muslime, die sich nie und nimmer mit dem Kapitalismus paaren ließen. Dafür sind die Unternehmer von Kayseri eine hervorragende Fallstudie für - ausgerechnet - Webers Thesen über die Protestanten: fromm und asketisch, ja, aber gleichzeitig arbeitswütig, sparsam, solidarisch und vorausplanend investierend. Das ESI studierte die Bosse von Kayseri monatelang und verpasste ihnen schließlich den Titel „Islamische Calvinisten“.

Es heulten nicht wenige im Land auf, als der ESI-Bericht erschien: Auf der einen Seite protestierte der harte Kern der Säkularen in der Türkei, für die es nicht sein kann, dass fromme Leute wirtschaftlich Erfolg haben; auf der anderen Seite religiöse Ultras, die einen heimlichen christlichen Missionierungsversuch vermuteten. Die Bosse von Kayseri jedoch verstanden das Lob. Der türkische Außenminister Abdullah Gül - prominenter Sohn der Stadt Kayseri - höchstpersönlich verkündete, er sei stolz darauf, ein islamischer Calvinist zu sein. Überhaupt: Auch wer die türkische Regierung begreifen will, sollte einmal nach Kayseri fahren. 70 Prozent der Wähler haben hier für die gemäßigt islamische AKP gestimmt - so viele wie nirgends sonst.

Theologen wie Professor Bekir Karliga von der Istanbuler Marmara-Universität freuen sich, dass alte Klischees nun wackeln. „Die Türkei führt vor, dass man Religion und Moderne versöhnen kann“, glaubt er. Karliga stammt selbst aus der Region, saß auch als Kind mit acht Jahren am Webstuhl. Kürzlich war er zum ersten Mal seit 30 Jahren in der alten Heimat. „Unglaublich“ sei

ihm die Entwicklung der Städte Kayseri, Maras und Gaziantep vorgekommen: „Sie sind wieder zum Leben erwacht.“ Er macht dafür auch einen Mentalitätswandel innerhalb des türkischen Islam verantwortlich. In den theologischen Instituten habe man vor einigen Jahrzehnten begonnen, den Blick auf das diesseitige Leben zu werfen. „Die Leute wissen nun: Man kann Profite machen und gleichzeitig religiös bleiben.“

Mit Kopftuch voran

In Hacilar tun sie ihr Bestes. Fabrikchef Saffet Arslan sagt, er und viele Kollegen nähmen sich die Regeln der Ahi-Gemeinschaft zum Vorbild, einer islamischen Gemeinde von Handwerkern und Kaufleuten aus dem 13. Jahrhundert. Dann zählt er auf: Man solle den Partner respektieren, den Kunden nicht betrügen und den Lohn verteilen, bevor der Schweiß des Arbeiters trocken wird. „Eigentlich ist vieles auch nicht anders als beim Industriestandard ISO“, findet er. In einem Verein unterstützen die Unternehmer von Hacilar mehr als 400 Schüler und Studenten mit Stipendien. Sie bauen Schulen, Sporthallen. In den Staat haben sie hier ohnehin nicht viel Vertrauen: Der hat sie jahrzehntelang ziemlich allein gelassen. Irgendwie passt es ihnen, dass die letzte Revolution der Türkei eine der Privatwirtschaft ist. „Wir sind nicht wie die Deutschen. Wir erwarten nicht alles vom Staat“, sagt Bürgermeister Ahmet Herdem. „Vielleicht war das überhaupt unser Standortvorteil: die Armut. Hacilar ist eingeklemmt zwischen der Stadt und dem Vulkan. Hier wächst nichts. Wir mussten uns was einfallen lassen!“

Nicht alles ist eitel Sonnenschein. Die Leute vom ESI kritisierten die unverändert starken patriarchalischen Traditionen: Nur jede dritte Frau arbeitet, die meisten davon unbezahlt in der Landwirtschaft. Ikbal Cavdaroglu war eine der Ersten, die aus dem Haus gingen: In den achtziger Jahren wurde sie Kayseris erste eingetragene Buchhalterin. Die Nachbarn bemitleideten sie: Kann der Mann im Haus seine Familie nicht ernähren? „Aber ich war schon immer eine, die sich abhebt von der Menge.“ Keiner habe ihr Steine in den Weg gelegt, beteuert sie: „Wenn du etwas willst, wenn du etwas kannst, dann wirst du hier auch akzeptiert.“ Sie hat gesehen, wie aus Werkstätten Fabriken wurden und aus Fabriken Holdings. Hat in einigen Firmen ganz oben mitgearbeitet. „Sehen Sie, ich war eine ganz moderne Frau.“ War? Cavdaroglu zeigt uns stolz ihren Führerschein: darauf eine junge Frau mit offenem Haar. Heute trägt Cavdaroglu einen schicken, geschlitzten Rock. Und ein Kopftuch. Wann hat sie denn entschieden, das Kopftuch zu tragen? „Das hat mein Mann entschieden“, sagt sie. „Er hat gesagt: Wenn du möchtest, kannst du gerne ein Kopftuch tragen.“ Sie lacht.

Erst Oliven, dann Käse?

Cavdaroglu leitet heute die Frauengruppe eines AKP-Ortsvereins. Sie liebt Premier Tayyip Erdogan und dessen neoliberale Wirtschaftspolitik, die der Türkei im vergangenen Jahr ein Wachstum von mehr als sieben Prozent bescherte. „Der ist so radikal“, schwärmt sie. Heute gehen alle Mädchen in Kayseri in die Schule, das ist anders als früher, und die Hälfte der Studenten stellen sie auch. Gleichzeitig gilt es unter vielen Frauen gerade als Zeichen des gesellschaftlichen Aufstiegs, wenn eine „nicht“ arbeiten muss.

Bürgermeister Ahmet Herdem setzt große Hoffnungen auf die Jungen. Mutig seien sie. Die Väter schlossen oft nicht einmal die Grundschule ab. Die Kinder nun gehen auf die Universität. Manche studieren schon im Ausland, Hacilar hat ja schon das eine oder andere Wunder geschafft, nun hat Ahmet Herdem ein neues Ziel: Europa. „Seit bald fünf Jahrzehnten mühen wir uns ab. Wir wären so gerne in der EU“, sagt er. „Jetzt sitzen wir zwar noch nicht mit euch am Tisch, aber immerhin gebt ihr uns schon ab und zu eine Olive ab. Wer weiß - vielleicht ist es ja schon bald ein Stück Käse?“

Dann fallen seine Mundwinkel nach unten. Sorgen mache er sich, sagt er listig. Nicht um die Türkei, nicht um Hacilar. Um Europa. „Ihr Europäer seid ja so müde im Moment. Die Menschen bei euch haben keine Hoffnung. Die Quellen eures Sozialstaates drohen zu versiegen. Ihr arbeitet dort einfach zu wenig.“ Der Bürgermeister lehnt sich zurück. „Wissen Sie“, sagt er: „Manchmal kommt es mir so vor, als habe die EU Angst. Vor der Kraft von uns Türken.“